Eine Todsünde.

Roman von H. Conway.

(Fortsetzung.)

William lüftete seinen Hut und fuhr nach den Ställen, indem er über die merkwürdigen Erlebnisse des Abends nachdachte. Es gab noch einen Menschen, der diesen Abend merkwürdige Erlebnisse gehabt, gewisse Vorgänge aber von einem ganz anderen Standpunkt aus betrachtet hatte. Es war dies ein Mann, der im ärmlichsten Theil von Redton eine unsaubere Hütte bewohnte. So dürftig auch seine Wohnung, gab es dennoch Leute, die sich darüber wunderten, wie er die geringe Miethe aufzutreiben im Stande sei, da man ihn selten irgend welche Arbeit verrichten sah. Jim Stokes gehörte zu jenen sauberen Herren, die man niemals ohne Pelzmütze mit Klappen an allen vier Seiten sieht und von Jagd- und Spürhunden umgeben. Tagsüber lungerte er herum, selbstbewußt seine Pfeife rauchend; nach Sonnenuntergang dagegen zeigte er umherstrolchend eine eigenthümliche Schüchternheit. An diesem speziellen Abend befand er sich auf einem seiner kleinen Ausflüge und sehr nahe dem scharfen Winkel des Steepsides-Weges, als er die Lichter eines Wagens erblickte. Seine angeborene Schüchternheit veranlaßte ihn, sich kopfüber in das Strauchwerk zu stürzen und eine bescheiden geduckte Stellung anzunehmen, in welcher er, geschäftseifrig, den herannahenden Wagen betrachtete. Hier nahmen seine Erlebnisse ihren Anfang. Sie begannen mit einer unangenehmen Wahrnehmung, denn der große Herr, welcher kutschirte, brachte den Wagen zum Stehen, genau der Stelle gegenüber, wo Mr. Stokes auf dem Bauch lag. Dann fing er an, mit seinem Gefährten zu reden, doch konnte Mr. Stokes nicht hören, was er sagte; er sah nur, wie der neben ihm Sitzende mit dem Kopf schüttelte. Dann blickte der große Herr um sich, nach vorn, nach hinten, selbst nach beiden Seiten des Weges, und Mr. Stokes zitterte, als seine Augen denjenigen der gefürchteten Ortsobrigkeit, Mr. Bourchier, begegneten. Doch Mr. Bourchier sah ihn nicht, und erleichtert hörte er die Worte: „Eine Cigarre anzünden," und obgleich das Pferd noch stand, sah er die Zügel in die Hände des kleineren Mannes übergehen. Dann ereignete sich etwas Erstaunliches.—Der große Herr griff in die Tasche, nach seiner Cigarrentasche, wie es schien, es erfolgte ein plötzliches Aufblitzen—ein Knall—und der kleinere Mann schwankte auf seinem Sitz, einen furchtbaren Laut hervorstoßend. Einen Augenblick später fiel er wie eine schwere Masse vom Wagen, und wenngleich sich Mr. Stokes nichts aus dem flehenden Blick in den Augen eines sterbenden Hasen machte, so erstarrte sein Blut bei dem Anblick der Züge des Ermordeten im Mondeslicht. Er fühlte den kalten Schweiß seine Stirn bedecken, er glaubte, es müsse ein böser Traum sein. So betäubt war er, daß er kaum bemerkte, wie der Sterbende seine letzten Kräfte anspannte, nach seiner Brusttasche griff und etwas Dunkles so weit wie möglich hinwegschleuderte. Der ganze Vorgang war dem verborgenen Zeugen unerklärlich, doch er sollte noch eigenthümlichere Dinge erleben.

Mit großmüthiger Geringschätzung der eigenen Sicherheit hatte er sich schlangenartig durch das Gebüsch bis an den Rand des Fahrweges, einige Fuß breit von dem gefallenen Mann, gewunden. Hier erblickte er Erstaunliches. Er sah Herrn Bourchier die eine Wagenlampe aushängen, sich über die hingestreckte Gestalt beugen, dann sich mit einem Ausdruck grimmiger Befriedigung aufrichten und die Lampe wieder an ihren Platz bringen. Er sah ihn des todten Maynes Rock aufknöpfen, dessen Taschen durchsuchen, ein Messer daraus entnehmen, es öffnen und mitten auf den Weg werfen. Er sah ihn noch weiter die Taschen durchsuchen und bemerkte eine konvulsivische Bewegung seiner Lippen, welche er aus eigener Erfahrung als Fluchen deutete. Er sah ihn ein Packet aus dem Wagen nehmen und forttragen, so weit Mr. Stokes' Blick reichte. Er sah ihn die Peitsche herunternehmen, das Pferd damit unbarmherzig streichend, bis es wild den Hügel hinaufstürmte. Er sah ihn die Peitsche in zwei Stücke zerbrechen und diese auf den Weg werfen, dann sah er ihn etwas vornehmen, das zu jeder anderen Zeit Mr. Stokes' Nachmuskeln auf das Angenehmste gekitzelt hätte—er sah ihn seinen Hut abnehmen und flach eindrücken, und—um der Sache die Krone aufzusetzen, sich hinlegen und sich im Staube des Weges herumwälzen. Dieses letztere kam dem Zuschauer so äußerst sonderbar vor, daß er kaum bemerkte, wie jener das Messer noch einmal aufnahm und sich damit etwas an seinem Rock zu schaffen machte, ehe er es zum zweiten Male fortwarf. Dann hörte er das Rollen von Rädern und zog sich schüchtern an eine sichere Stelle zurück, doch nicht allzuweit, denn er sah nun Alles, was William sah, und noch einiges Andere nach dessen Fortgang.

Hierauf fühlte sich Mr. Stokes so aufgeregt, daß es ihm unmöglich erschien, an diesem Abend seinem Beruf nachzugehen; er begab sich zurück nach seinem Loche in Redton, so Manches erwägend in seinem Geiste, oder in jenem Etwas, das hinter einer schmalen, niedrigen, stets von einer Pelzmütze bedeckten Stirn seinen Sitz hat.

3. Kapitel.

Ich neige dazu, frisch weg mit den Thatsachen hervorzutreten, des Lesers Aufmerksamkeit zu fesseln, seine Neugierde zu reizen, indem ich ihn von vorne hinein in die Mitte der Situation versetze. Doch früher oder später müssen Thatsachen angeführt und erläutert werden, die den besonderen Vorgang herbeigeführt und veranlaßt haben, Thatsachen, die in den meisten Fällen eine Familiengeschichte verkörpern; und sämmtliche Familiengeschichten, die eigene ausgenommen, sind langweilig. Trotzdem muß etwas von der Familie Bourchier gesagt werden, und je eher, je besser.

Wir brauchen für unsere Geschichte nur bis zu einem gewissen Robert Bourchier zurückzugehen, da er selbst wenig von seinem Vater und nichts von seinem Großvater zu sagen gewußt hätte. Dieser Robert Bourchier, vermuthlich von französischer Abstammung, sammelte ein großes Vermögen. Seine Nachkommen rühmten seine großen geschäftlichen Unternehmungen im Westen von England, seine Neider flüsterten etwas von Sklavenhandel. Wie dem auch sei, 1750 zog er sich in's Privatleben zurück und erstand die große Besitzung Redhills in Westshire. Er starb 1780 und hinterließ Redhills seinem ältesten Sohne Robert Bourchier. Dieser zweite Robert führte das Leben eines wohlhabenden Gutsbesitzers. Die Familie hatte gute, gesellschaftliche Beziehungen, der kaufmännische Anstrich schwand allmälig, so daß, ehe der zweite Besitzer von Redhills starb, er und die Seinigen in großem Ansehen standen. Er hatte das Glück, eine Gattin aus vornehmer Familie heimzuführen; sie war zwar keine Erbin, doch das spielte keine Rolle, da seine Einkünfte sehr groß waren—so groß, daß er Ersparnisse machen und sein Besitzthum vergrößern konnte, sobald sich die Gelegenheit dazu darbot. So gestaltete sich denn Redhills unter des zweiten Robert Herrschaft zu einem wahrhaft schönen Besitzthum.

Robert hatte zwei Söhne, Digby und Stephan, außerdem drei Töchter, denen wir nicht weiter in ihr eheliches Leben nachspüren wollen.

Digby, der älteste Sohn und muthmaßliche Erbe, muß allen Berichten zufolge nichts Besonderes gewesen sein; ein schwacher, charakterloser, junger Mensch, der leicht zu verführen war und seinem Vater viel Kummer machte. In den Familienarchiven befinden sich noch heute einige interessante Briefe, die den Beweis liefern, daß ihm, noch vor dem zwanzigsten Jahre und nicht ohne große Kosten, aus verschiedenen Verwickelungen herausgeholfen werden mußte. Jedoch bald darauf verlobte er sich mit der Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers, und sein Vater war glücklich in dem Gedanken, daß sein ältester Sohn und Erbe nun endlich alle Jugendthorheiten abgeschworen habe. Doch die Heirath sollte niemals stattfinden; aus irgend einem unbekannten Grunde löste die junge Dame die Verlobung auf. Man weiß nichts darüber zu sagen, ob Digby sich die Sache zu Herzen nahm oder nicht, jedenfalls verließ er eine Zeit lang die Heimath. Ein paar Jahre später, als er nach Redhills zurückkehrte, stürzte er auf einer Jagd vom Pferde und starb—vielleicht das Beste, was ihm passiren konnte.

Robert Bourchier überlebte seinen ältesten Sohn um zehn Jahre; als er 1820 starb, stellte sich heraus, daß sein Testament von der Zeit herrührte, in der Digbys Heirath in baldiger Aussicht stand. In diesem Testament vermachte er Digby Redhills auf Lebenszeit, und späterhin dessen ältestem Sohn und seinem Erben—und sollte Digby ohne männliche Nachkommenschaft bleiben, dann seinem, des Erblassers, zweiten Sohn Stephan. Da Digby unvermählt gestorben war, hatte sich der alte Herr nicht erst die Mühe genommen, ein neues Testament zu machen; das vorhandene enthielt ja Alles, was er bezweckte—es sicherte Redhills seinem Sohne Stephan.

Stephan Bourchiers Herrschaft war von langer Dauer; sie währte bis 1853. Die Familien-Traditionen erhielt er aufrecht, doch zeichnete er sich sonst in keiner Weise aus. Zwei bemerkenswerthe Dinge jedoch ereigneten sich in diesen dreiunddreißig Jahren. Zuvörderst entdeckte man unter dem rothen Landstrich, welchem die Besitzung ihren Namen verdankte, eine große Menge Eisen, das dem Eigenthümer ein schönes Stück Geld einbrachte. Das zweite Ereigniß waren—zehn Jahre nach Stephans Uebernahme—unhaltbare Ansprüche auf das Eigenthumsrecht des Gutes. Ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren in bescheidenen Verhältnissen erklärte, er sei der rechtmäßige Sohn von Digby Bourchier und dem Testament des zweiten Robert Bourchier gemäß der berechtigte Eigenthümer von Redhills und anderen Besitzungen. Digby, so versicherte er, habe mit seiner Mutter zu Anfang des Jahres 1808 eine geheime Ehe geschlossen; zu Ende desselben Jahres sei er selbst geboren. Sein bisheriges Schweigen erklärte er dahin, daß seine Mutter die wirkliche Stellung ihres Gatten niemals gekannt habe; daß sich bald nach ihres Gatten Tod ihr Geist umnachtet und daß sie viele Jahre in hoffnungslosem Irrsinn verbracht habe. Ob es Digby Bourchier gelungen, ihr in den wenigen Augenblicken zwischen seinem Sturz und dem darauffolgenden Tode durch eine zuverlässige Hand eine Nachricht zukommen zu lassen, dürfte niemals klar gestellt werden.

Man fand die Geschichte abgeschmackt—man sah darin nur den plumpen Versuch einer Erpressung, obgleich Seitens desjenigen, der den Anspruch erhoben hatte, keinerlei Anerbieten eines Vergleiches gemacht worden war. Eine Klage wurde gegen Stephan Bourchier nicht eingereicht, die Sache wurde aber trotzdem vor Gericht verhandelt. Sie nahm ein jammervolles Ende, denn der Kläger hatte fast gar keine zuverlässigen Beweisstücke vorzuführen. Es gab eine Menge Leute, die bereit waren zu schwören, daß Digby Bourchier und des Klägers Mutter beinahe zwei Jahre hindurch als Mann und Frau gelebt hätten; doch vermochte Niemand zu sagen, wann, wo oder von wem die Heirath vollzogen werden war. Ja, der Richter fand sich bewogen, einige spitze Bemerkungen fallen zu lassen über Advokaten, die augenscheinlich nur um ihres Vortheils willen ihre Klienten so schlecht bewaffnet in's Feld ziehen ließen. Somit kehrte der Kläger in seine Dunkelheit zurück, und Stephan Bourchier verblieb ungestört auf dem Sitze seiner Väter.

Der Besitzer von Redhills war kein böser Mensch. Er zweifelte zwar daran, daß der Kläger Digbys Sohn sei, doch ließ er, als die Aufregung der Streitigkeiten sich gelegt hatte, durch seinen Rechtsbeistand dem jungen Manne eine jährliche kleine Rente anbieten, oder auch eine einmalige Summe, um ihm im Leben weiter zu helfen. Sein Vertreter—als vorsichtiger Mann—stellte dieses Anerbieten unter der Bedingung, daß James Bourchier, wie er sich nannte, ein Schriftstück unterzeichne, durch welches er auf alle seine eingebildeten Rechte verzichte. Dieses Anerbieten wurde jedoch verbindlich abgelehnt, und die Verhandlung hatte hiermit ein Ende.

Fünfzehn Jahre später wurden die Ansprüche erneuert. Es wurden neue Beweise geliefert, welche darlegten, daß James Bourchiers Mutter in dem Glauben gelebt hatte, sie sei regelrecht verheirathet. Jedoch die Hauptsache fehlte immer noch, und ohne diese blieb die Klage resultatlos wie vorher. Bei dieser Gelegenheit schienen dem Kläger mehr Mittel als bisher zu Gebote zu stehen, und es hieß, er sei nun ein wohlsituirter Geschäftsmann in einer kleinen Stadt im nördlichen England. Die Leute sagten, er hätte besser gethan, sein Geld in seinem Geschäft zu behalten, als es auf zwecklosen Nachforschen nach nicht existirenden Urkunden und an Advokaten für die Führung einer hoffnungslosen Sache zu verschwenden.

Doch das hatte er mit sich selbst auszumachen. Er war ein harmloser, stiller Mensch, der sein Leid nicht vor aller Welt ausposaunte. Die Stärke seiner Ueberzeugung, die Unumstößlichkeit seiner Sache waren nur ihm selbst bekannt. Er war gemeiniglich unter dem Namen Boucher bekannt. Es mochten die Freunde, die ihn erzogen hatten, die beiden Buchstaben als zu französisch gestrichen haben, denn zu jener Zeit war alles Französische in England verhaßt. Er ließ den Namen Boucher gelten, der für seine Firma genügte, und den er so lange brauchen wollte, bis er seinen eigenen wieder annehmen und den jüngeren Zweig der Familie verdrängen würde.

Außer der Zähigkeit seines Glaubens an die Verbindung seiner Eltern, zeichnete sich James Bourchier oder Boucher durch nichts vom gewöhnlichen Handelsmann aus. Er heirathete ein Mädchen aus seiner Sphäre—eine würdige Frau, die oftmals und tief aufseufzte über die kostspielige Monomanie ihres Mannes. Sie wagte nicht, ihn davon abbringen zu wollen, denn in diesem Punkte war er von Erz. Seine Mutter starb im Jahre 1845 und zwar, ohne auf einen Augenblick das Bewußtsein zurückerlangt zu haben, was sonst vielleicht alle Zweifel gelöst hätte.

James Boucher hatte nur ein Kind, einen Sohn. Er war ein lebhafter Knabe von unruhigem, unternehmungslustigem Sinn, der, obgleich man ihn von Jugend auf in dem Gedanken erzogen, daß er der rechtmäßige Erbe eines großen Besitzthums sei, sich dennoch wenig darum kümmerte und mit achtzehn Jahren nach Amerika ging, um selbst der Schmied seines Glückes zu werden.

Stephan Bourchier wurde durch keine weitere Forderung beunruhigt. Im Jahre 1853 ging er heim zu seinen Vätern, zu denen ihm seine Gattin schon einige Jahre vorausgegangen war. Ein kunstvolles Denkmal wurde ihm in der Kirche in Redton gesetzt, und sein Sohn Philip Tremaine Bourchier trat in seine Rechte. Es waren zwar andere Söhne und Töchter vorhanden, doch die Familientradition, die Besitzung dem ältesten Sohn unangetastet zu überlassen, wurde beibehalten.

Trotz dieser Familientradition gab es viele Leute, die annahmen, daß Stephan Bourchier seinen ältesten Sohn enterben würde. Philip war kein guter Sohn gewesen und hatte auch sonst nicht das sauberste Leben geführt. Sein Vater hatte große Summen für ihn bezahlt, Summen, die er ohne Mühe verausgaben konnte, von denen er sich aber nicht gerne trennte, denn er hatte etwas von dem Sparsamkeitssinn seiner Vorfahren geerbt. Wie nun auch zu Zeiten seine Absichten gewesen sein mögen, welche Drohungen er auch mochte haben laut werden lassen, das Herkommen war zu mächtig, und Redhills gelangte in Philips Besitz.

Wie so Mancher vor ihm, sagte Philip, als er sein Reich antrat, den Thorheiten seiner Jugend Lebewohl. Er schloß eine passende Heirath, spielte den Magnaten, strebte nach Popularität und entwickelte einen neuen Zug im Charakter der Bourchiers—er wurde ehrgeizig—politisch ehrgeizig. So festgewurzelt hatte sich die Familie in Westshire, daß er, zehn Jahre nach dem Tode seines Vaters, ohne Opposition für den Wahlkreis, dem Redhills angehörte, in's Parlament gewählt wurde. Doch auch er sollte keine Ruhe finden vor jenem kleinen, prozeßsüchtigen Handelsmann. Im Jahre 1862 kam die Erbschaftsangelegenheit noch einmal vor die Gerichte und wurde wiederum abgewiesen. Man drohte mit neuen wichtigen Beweisen; man brachte jedoch so wenig vor, daß James Bouchers Freunde sich über seine Thorheit wunderten. Aber der Mann wußte genau, was er wollte. Durch die Wiederaufnahme des Verfahrens hatte er seinen Zweck erreicht, er verhinderte dadurch die Verjährung seiner Ansprüche und bewirkte zugleich, daß der sogenannten jüngeren Linie der Bourchiers die Möglichkeit abgeschnitten wurde, sich zur Begründung eines unbestreitbaren Besitztitels auf die vom Gesetz vorgesehene Periode unangefochtenen Besitzes zu berufen.

Philip Bourchier zahlte den ihm zufallenden Theil der Kosten und verwünschte dabei den niedrig geborenen Krämer. Er, wie sein Vater vor ihm, war von der Haltlosigkeit der gemachten Ansprüche überzeugt; dennoch beunruhigte ihn die Sache. Als er einmal Geld auf sein Gut aufnehmen mußte, denn er war kein so sparsamer Wirth wie seine Vorfahren, und ein Sitz im Parlament bedeutet einen großen Kostenaufwand, fand er die Geldgeber zurückhaltend und geneigt, verhältnißmäßig hohe Interessen zu fordern. Eines Gentlemans Besitzthum muß dastehen, wie Cäsars Weib—über jeden Verdacht erhaben. Seit 1862 war er von James Boucher nicht wieder heimgesucht worden und vor Kurzem hatte er den Tod des alten Mannes erfahren; da sonst Niemand von sich hatte hören lassen, nahm er an, daß all' die Quälereien mit dem Kläger ihr Ende erreicht hätten.

Bald nachdem Philip Bourchier den Tod James Bouchers in Erfahrung gebracht, machte er eine Entdeckung, die Alles, was er bisher nur als immer wiederkehrende Nörgeleien betrachtet hatte, in das Gegentheil verwandelte. Indem er, nach Autographen suchend, die er einem Sammler versprochen, die Familienpapiere durchstöberte, fand er einen an Mrs. Bourchier adressirten versiegelten Brief. Derselbe trug das Datum des Todestages seines Onkels; unzweifelhaft hatte des Schreibers plötzlicher Tod das Absenden des Briefes verhindert. Er fing an „Mein theures Weib" und schloß „Dein Dich liebender Gatte Digby." Diese Liebesworte allein hätten Philip nicht sehr in Aufregung gebracht, die Ausdrücke „Mann und Weib" mochten nichts als Worte sein, doch an einer Stelle war von dem Kinde die Rede, und der Schreiber drückte seine Freude darüber aus, daß weder Vater, Mutter noch Kind jemals das Urtheil der Welt zu fürchten hätten. Als er dies gelesen, wußte er, daß James Boucher ebenso legitim war, wie er selbst; daß, wenn es Jenem gelingen sollte, zu entdecken, wo die Heirath geschlossen worden, Redhills auf die Krämer übergehen müsse.

Und diese kaum gemachte Entdeckung lastete wie Blei auf Philip Bourchier jenen Abend, an welchem er den grubgekleideten Mann von Brackley nach Redton fuhr, als er sich zur Vertheidigung seines eigenen Lebens genothigt sah, ihn auf der Landstraße zu erschießen.

Ein Hausherr kann unmöglich in so verstörtem Zustande nach Hause zurückkehren, wie Mr. Bourchier an besagtem Abend, ohne große Bestürzung hervorzurufen. Er trug nicht nur die äußeren Zeichen eines ernstlichen Kampfes, sondern auch an der linken Seite unter den Kleidern einen leichten Stich von dem Messer des Angreifers. Seine Frau, seine Töchter und sein gerade anwesender Sohn waren starr vor Schrecken, als er ihnen sein Abenteuer mittheilte, und richteten ein Dankgebet an die Vorsehung, die so gnädig das Haupt der Familie vor dem Tode errettet hatte.

Wie groß auch die Selbstbeherrschung eines Menschen sein mag, so ist es nicht zu verwundern, wenn ihn ein solcher Vorgang gewissermaßen aus dem Gleichgewicht bringt; Mr. Bourchier hatte nur kurze Antworten für die sich überstürzenden Fragen, und begab sich bald zur Ruhe. Als er sich mit seiner Frau allein befand, bat er sie, für den Abend wenigstens das Thema ruhen zu lassen.

„Ich muß vor Tagesanbruch aufstehen," sagte er. „Ich habe in dem Kampf meine Brieftasche verloren—und konnte sie hernach nicht wieder finden."

„Kann nicht einer von den Dienern sich darnach umsehen?" fragte die Gattin.

„Nein, das muß ich selbst. Es befinden sich Geld- und Werthpapiere darin; sage Deiner Jungfer, sie möchte die Leute benachrichtigen, daß mein Pferd zu Tagesanbruch oder früher gesattelt sein müsse."

Mr. Bourchier war ein Mann von eisernen Nerven und pflegte ausnahmslos gut zu schlafen. Daher schrak seine Frau etwas zusammen, als er sie nach einigen Stunden weckte.

„Ich kann nicht schlafen," flüsterte er heiser. „Schaffe mir etwas Chloral oder sonst 'was."

Chloral fand sich im Zimmer vor, und Mr. Bourchier nahm eine Dosis, die ziemlich bedeutend ist für Jemand, der solcher Mittel ungewohnt war; seine Frau suchte erst dann den Schlaf, als sie seine ruhigen, regelmäßigen Athemzüge hörte.

Als sie des Morgens erwachte, lag er noch in schwerem Schlafe. Noch lange mochte sie ihn nicht stören, bis ihr seine letzten Befehle einfielen und sie es nicht wagte, ihn länger ruhen zu lassen. Sie weckte ihn; in einigen Minuten hatte er die Wirkung des Trankes abgeschüttelt und setzte sich auf. Es war Tag.

„Wie spät—wie spät?" fragte er ungeduldig. Seine Frau sagte es ihm.

„Und Du hast mich schlafen lassen!" rief er mit Bitterkeit, zu gleicher Zeit seine Kleider anlegend. „Ist das Pferd bereit?" fuhr er fort mit einem Gesichtsausdruck, vor dem Mrs. Bourchier zu zittern pflegte.

Das Pferd erwartete ihn, und ohne Imbiß sprang Mr. Bourchier in den Sattel und gab dem Rosse die Sporen.

Der Wind hatte sich über Nacht gedreht und Schnee im Gefolge gehabt. Dieser lag nun überall einen Zoll tief. Mr. Bourchier freute sich darüber, alle Spuren des nächtlichen Kampfes würden dadurch verwischt sein. Er bedurfte keiner Hilfe, um den genauen Fleck wiederzufinden. Eine junge Tanne, die vorzeitig eingegangen und nun leblos unter ihren grünenden Gefährten stand, diente als Merkmal. In gewichtigen Lebensmomenten drängen sich oft unbedeutende Aeußerlichkeiten uns auf, und Mr. Bourchier hatte das Empfinden, daß er nie mehr einen absterbenden Baum würde sehen können, ohne an die Vorgänge der verflossenen Nacht zu denken.

Obgleich es nicht so zeitig war, wie er gewünscht hatte, hoffte er dennoch früh genug einzutreffen, um seine verlorene Brieftasche zurück zu erlangen. Es waren auf dem Steepsides-Wege keine Fußspuren zu sehen, denn die Gutsarbeiter hatten auf dem bewaldeten Hügel nichts zu thun. Eine Wagenspur war das Einzige, was die Reinheit der weißen Fläche störte. Mr. Bourchier ließ sein Pferd laufen, so schnell es nur immer konnte, er erreichte bald die Stelle, die ihm so leicht erinnerlich war. Die Wagenspur reichte bis dahin und setzte sich fort, soweit er sie mit den Augen verfolgen konnte; aber der Schnee war mehrere Yards um den fürchterlichen Mittelpunkt nach allen Seiten niedergetreten. Als Philip Bourchier dies sah, fiel ihm in grausig-spöttischer Weise eine Erinnerung aus der Jugend ein, Robinson Crusoe und die Fußspuren im Sande.

Dennoch stieg er vom Pferde und durchsuchte sorgfältig die Stelle, wenngleich er wußte, daß es umsonst sein würde. Er blickte nach allen Seiten, ohne eine Spur seines Taschenbuches zu entdecken. Er fand nicht einmal den Gegenstand, den er sorgfältig ein Stückchen weiter hingelegt hatte; mit fest aufeinander gepreßten Lippen entschloß er sich, nach Redhills zurück zu reiten, und so gut wie möglich allen Fragen, Glückwünschen und Beileidsbezeugungen Stand zu halten. Denn ein Mann, überdies ein Parlamentarier, der am vergangenen Abend einen Mordgesellen erschossen, muß auf eine Menge solcher Aufmerksamkeiten gefaßt sein.

So frühe nun auch Mr. Bourchier auf dem Posten gewesen, einer war dennoch früher aufgestanden. Jim Stokes hatte sich mit dem nämlichen Entschluß, eine gewisse Stelle von Brackley Road bei Tagesanbruch zu durchsuchen, zur Ruhe begeben. Bei ihm hatte Schnaps die Stelle von Chloral vertreten, auch Mr. Stokes hatte sich nicht so früh wie beabsichtigt, eingefunden. Da er keine Frau besaß, der er die Schuld beimessen konnte, so schalt er sein Mißgeschick. Seine Schüchternheit ließ ihn die Fahrstraße vermeiden, aber die ihm bekannten Fußpfade brachten ihn bald an Ort und Stelle. Er hatte mehr Glück als Mr. Bourchier, denn er fand, was er suchte, und in seine Hütte zurückgekehrt, untersuchte er mit Muße die Reisetasche, die er aufgelesen hatte. Seiner Füße Abdruck war es, der Herrn Bourchier an Robinson Crusoe erinnerte. Und auch er war nicht der Erste gewesen. Der Pächter Davis auf der Watercreß-Farm, zu Redhills gehörig, hatte Geschäfte in Blacktown, obgleich es nicht Markttag war. Er, dem Chloral ganz unbekannt war und der Branntwein nur sehr mäßig genoß, hatte die Zeit nicht verschlafen; seine Wagenräder waren es, die die weiße Schneefläche zuerst durchbrochen hatten. Der Pächter Davis war—sich ganz unbewußt—ein warmer Bewunderer von Gottes schöner Natur; an jenem prächtigen Wintermorgen blickte er mit innerer Befriedigung auf die schneebedeckten Tannenbäume, als er plötzlich sein Pferd anzog.

„Mir ist im Leben schon so Manches vorgekommen," sagte Farmer Davis, „aber Brieftaschen habe ich noch niemals auf Tannenbäumen wachsen sehen."

Eine Menge Worte des Staunens vor sich hinmurmelnd, fuhr er ganz nahe an den Rand des Weges und löste aus den Zweigen einer jungen Tanne eine schwarze Brieftasche, die so sauber daran hing, wie wenn sie mit Absicht und nicht durch Zufall dort hingelangt wäre. Er hielt sich nicht damit auf, dieselbe zu untersuchen, denn die Zeit drängte, und ein Westshire-Pächter weiß, daß der Eisenbahnzug nicht auf ihn wartet.

Als Farmer Davis sich im Koupe wohl geborgen wußte, fing er an, die seltsame Baumfrucht näher zu betrachten. Es war eine große, doppelte Brieftasche mit vielen Papieren darin, worunter einige recht vergilbt. Der Farmer war kein großer Schriftgelehrter, daher beeilte er sich nicht, dieselben zu entziffern. Eines aber darunter kannte er aus Erfahrung, es war eine Fünfpfundnote der Bank von England. Dieser Schein entschied über das Schicksal der Brieftasche. Hätte sie nur Papiere und keine sonstigen Werthsachen enthalten, würde sie Farmer Davis behalten haben, bis sich der Eigenthümer gemeldet, da sie aber Geld enthielt, mußte sie auf der Stelle ihrem Eigenthümer zurückerstattet werden; und der Name dieses Eigenthümers stand auf der Innenseite, in goldenen Buchstaben gedruckt: James Boucher, High Street, Newham.

Er erledigte seine Geschäfte und kehrte, wie es seine Gewohnheit war, in der Eisenbahnschänke ein, um sein Pfeifchen zu schmauchen bei einem Glase Branntwein mit Wasser. Er gehörte zu denjenigen Leuten, die es als eine empfindliche Beleidigung ansehen würden, wenn man von ihnen sagte, daß ihnen das Schreiben einige Mühe verursache, es aber dennoch vorziehen, daß ein Anderer ihnen diese Mühe erspare. Er ersuchte daher das „Schänkmädchen," eine würdige Matrone von nahezu fünfzig Jahren, die Brieftasche in Papier zu schlagen und mit der inneren gedruckten Adresse zu versehen.

„Wie hoch wird das Porto kommen?" fragte er, als sie die Adresse schrieb. Sie wog die Sendung und meinte, daß drei Pencemarken darauf gehörten.

Farmer Davis war ein gerechter und ehrlicher Mann, aber sehr sparsam.

„Drei Pence sind drei Pence," sagte er; „legen Sie doch ein paar Worte hinein und sagen Sie: 'Mein Herr, ich habe Ihre Brieftasche gefunden; das Porto kostet drei Pence, die Sie gütigst an A. Davis, Watercreß-Farm, Redton, schicken wollen'."

Und so wanderte denn die Brieftasche mit Farmer Davis' Kostenrechnung nach dem Wohnort ihres früheren Besitzers.

James Boucher war bereits einige Monate verstorben, doch die Postboten in Newham waren in die Verhältnisse eingeweiht, und statt das Packet zu öffnen und an den Absender zurückgehen zu lassen, mit dem Vermerk „todt," nahm sich Jemand die Mühe, den engen Bannkreis der Bureaukratie zu durchbrechen und die Adresse der Vertreter des Verstorbenen in Erfahrung zu bringen. Dieselbe wurde nicht ohne Schwierigkeit ermittelt, und nach Ablauf von drei Wochen gab der Briefträger das Packet pflichtschuldigst Nr. 72 Gray Street, London, ab für John Boucher, den einzigen Sohn des Verstorbenen.

Farmer Davis ahnte nicht, daß sein hochgeehrter Gutsherr ihm gern die ganze Pacht für Watercreß-Farm erlassen haben würde gegen die Papiere in dieser schwarzen Brieftasche.

Gray Street ist keine elegante Straße Londons. Es ist eine von den vielen Straßen in der Nähe von Regent Kanal, die sich alle ähnlich sehen. Die Häuser sind anständige, zweistöckige Gebäude mit drei Stufen vor der Hausthür und einem vergitterten Vorplatz, der die Vorübergehenden verhindert, in die Zimmer des Erdgeschosses zu blicken. Wenn man an die Hausthür eines der Häuser in Gray Street klopft, kann es geschehen, daß, ehe geöffnet wird, ein weiblicher Dienstbote sich zuvörderst aus den Tiefen der Kellerräume davon überzeugt, ob der Stand des Einlaßbegehrenden ihr zur Pflicht macht, die Thür zu öffnen, oder ob die Angelegenheit, die ihn herbeiführt, sich auf offener Straße erledigen läßt. Zwei Drittel der Häuser in Gray Street sind Logirhäuser, die wegen der ganz freundlichen Gegend von jungen Leuten, meist Junggesellen, deren Beruf sie tagsüber in Banken oder sonstigen Geschäftshäusern hält, gern aufgesucht werden.

In all' diesen Häusern pflegt das vordere Parterrezimmer mit dunkeln Mahagonimöbeln, schwerfällig und alt, Sopha und Stühlen mit Roßhaarüberzug, versehen zu sein. Dieses, das Eßzimmer genannt, führt durch eine Flügelthür nach dem dahinterliegenden Schlafzimmer. Im ersten Stock finden sich dieselben Räume, mit derselben Eintheilung. Hier wird das Vorderzimmer der Salon benannt, und es ist gewöhnlich mit hellgrün, roth oder blau bezogenen Möbeln ausgestattet, passende Gardinen und ein lebhaft gemusterter Teppich vervollständigen es. Im obersten Stockwerk befinden sich noch Schlafzimmer, die von der Wirthin—gewöhnlich einer Wittwe—und ihrer Familie bewohnt werden, wohl auch von einem oder ein Paar sehr bescheidenen Miethern.

Wäre der Salon in Haus Nr. 72 sich selbst überlassen geblieben, so hätte er wohl kein anderes Gepräge getragen, als seine Nachbarn. Denn alle diese sogenannten Drawing Rooms gleichen sich wie ein Ei dem anderen.

In Nr. 72 aber hatte Jemand von verfeinerter Geschmacksrichtung die prunkenden Sitze mit einfacher Cretonne bedeckt, die häßlichen, bunten Gaslüster und billigen Porzellanvasen entfernt und durch einige anspruchsvollere Kleinigkeiten ersetzt. Sobald man das Zimmer betrat, fiel einem der große Flügel auf, welcher einen nicht geringen Theil desselben einnahm. Wenn die Ueberraschung, ein solches Instrument dort zu sehen, Jemanden veranlaßt hätte, dasselbe zu öffnen, so wäre er weiter überrascht worden durch den Namen eines der besten Fabrikanten der Welt.

An diesem Morgen befindet sich nur eine Person in dem Zimmer—ein junges Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren. Sie sitzt am Klavier und versucht die Begleitung eines sehr schwierigen Liedes—ab und zu einige Noten dazu trällernd, jedoch Beides—Spiel wie Gesang—gedankenlos betreibend, wie wenn sie im Geist anderswo weilte. Bald sanken auch ihre Hände in den Schooß und sie starrte müßig vor sich hin. Es klopfte; „Herein," sagte das Mädchen, sich von dem Klavierstuhl erhebend.

Nun erst können wir sie in Augenschein nehmen. Sie ist groß und ein einziger Blick sagt uns, daß sie schön ist. Ihre Züge sind geradlinig und regelmäßig, ihre Augen dunkel und die Brauen entzückend gezeichnet. Ihr reiches, weiches, braunes Haar umrahmt eine Stirn, gerade groß genug, um zu zeigen, daß es ihr nicht an Geist mangelt. Ihre Gesichtsfarbe ist blaß, doch nicht von krankhafter Blässe; nur eine heftige, innere Bewegung vermag ihre Wangen zu röthen. Ihr Kopf sitzt stolz und anmuthig auf einem schönen, weißen Hals, dessen Umrisse sich zu einem Paar graziösen Schultern und prachtvollem Nacken fortsetzen. Bei solch' einer wundervollen Gestalt wären zu kleine Hände und Füße entstellend gewesen; aber auch diese waren tadellos geformt und proportionirt. Eine königliche Erscheinung, ein stattlich schönes Mädchen.

Das Dienstmädchen des Hauses hatte geklopft. Im schuldigen Bewußtsein einer fleckigen Schürze und unsauberer Hände wagte sie nur den Kopf in die Thüre zu stecken.

„Bitte, Fräulein," sagte sie, „Mr. Manders läßt sich empfehlen und anfragen, ob Sie ihn sprechen möchten, ehe er ausgeht?"

„Ja; ich lasse ihn bitten, heraufzukommen."

Und das junge Mädchen näherte sich dem Kamin, ihren Besuch erwartend. Sie trug ein dunkles, enganliegendes Kleid, das ihre prachtvolle Figur sehr vortheilhaft hervortreten ließ. Wen mag es Wunder nehmen, wenn des Besuchers Auge bei ihrem Anblick deutliche Zeichen von Bewunderung verriethen?

Er war ein großer, junger Mensch, wohl schon zu nennen, ich sage schön, nicht einnehmend. Er war gut, sogar sorgfältig gekleidet; aber an gewissen Nebendingen hätte ein geübtes Auge leicht bemerkt, daß er nicht ganz der Gentleman war, für den er gerne gegolten hätte. Ein Strick ist nur so stark, wie seine schwächste Stelle, und in dem Anzug eines solchen Pseudo-Gentleman gibt es immer etwas, das dem Sachkundigen ein gewisses Mißtrauen einflößt.

(Fortsetzung folgt.)

Herzleiden

führen zu plötzlichem Tode,

aber nie ohne vorherige Warnung, wie Ohnmachts-, Schwäche- oder Hungeranfälle, unregelmäßiger oder intermittirender Puls, Herzklopfen, Erstickungsanfälle, Kurzathmigkeit, Anschwellung der Füße und Knöchel u. s. w.

Dr. Miles' Heart Cure heilt Herzleiden.